

Die Schlafkrankheit im Kongogebiet

Nach immer wütet, vor allem in der belgischen Kongo-Kolonie, die gefährliche Schlafkrankheit in ungebrochener Heftigkeit. Darüber machte Missionar Van Schout kürzlich in einem Brief an eine belgische Missionarzeitung interessante Bemerkungen. Demzufolge ist die Zahl der Opfer nicht mehr zu zählen; die Ausbreitung der Epidemie über ganz Zentralafrika ist zu sehen. Die gefährliche Schlafkrankheit (Trypanosoma) wird verursacht durch das Eindringen der Mikrobe Trypanosoma in den menschlichen Körper. Die Trypanosomen verbreiten den Krankheitskeim; sie wird besonders an den Ufern der Flüsse und in Sumpfländern angetroffen. (Bleichwacht), berichtet der Missionar, bin ich durch viele Gegenden gereist, in denen sich keine Trypanosomen finden ließ und dennoch die Schlafkrankheit herrschte. Es müssen also noch weitere Faktoren am Werke sein, die die Verbreitung bewirken. Es steht ferner fest, daß die Fliegen, wenn sie nicht selbst infiziert ist keine Gefahr darstellt, so daß man in Gegenden, die von der Schlafkrankheit nicht heimgesucht sind, ihren Stich nicht zu fürchten braucht. Die Schlafkranken leiden gewöhnlich unter heftigem Kopfschmerz, starker Reizbarkeit der Haut, Muskelschwäche, Schlaflosigkeit; allgemeine Abmagerung, Verdauungsstörungen, allgemeine Abmagerung, oft bricht plötzlich Delirium aus. Die Krankheit heißt zwar Schlafkrankheit, aber es ist eine falsche Vorstellung zu glauben, die Kranken liegen andauernd in tiefem Schlaf. Sie fallen allerdings, vor allem im letzten Stadium oft und auch unermittelt in den Zustand des Schlafens. Verschiedene Male habe ich die Beobachtung gemacht, daß die Kinder mit größter Anstrengung den Unterricht folgten und dann plötzlich in Schlaf fielen. Es war dann absolut unerbittlich, sie zu wecken", schreibt der Missionar. Trotz der bedeutenden zugelegten Bemühungen ist es bis heute nicht gelungen, ein wirksames Mittel gegen die Krankheit zu entdecken, abgesehen von Atropin-Einspritzungen, die jedoch nur im Anfangsstadium wirksame Hilfe leisten. Neueste aber ist diese gefährliche Krankheit infolge der primitiven hygienischen Verhältnisse in Zentralafrika schon zu weit verbreitet, wenn sie beherrscht wird.

Ein Winterstorch

Von Dr. L. Franz Braunschwieg.

Vergangenes Jahr geschah es in dem oberbayerischen Landstädtchen Wiblingen, daß ein alter Storch seine deutsche Heimat nicht verließ, da er den ganzen Winter in dem schon seit vielen Jahren bewohnten Städtchen verblieb. Solange die Stürche hier auf dem Giebel des alten Rathauses nisten — und das geschieht schon an die hundert Jahre —, war dieser Stall nicht eingetreten. Wahrscheinlich wird Freund Wober im Herbst den Anblick an die Überlebenden aus irgend welchen Ursachen verfehlt haben. Doch ein tragikomisches Bild war es, den Sommervogel noch Anfang Dezember, als die ersten Schneeflocken bereits niedergehen, mitten in seinem Nistkasten hoch auf dem Dachstuhl langbeinig stehen zu sehen. Das halbe Städtchen sah zu ihm hinauf, begaffte ihn fast täglich, wenn er nach einigen aufmerksamen Ueberflügen stets wieder dort oben einfiel. Die Erwachsenen stellten die seltsamsten Theorien über das „Warum“ seines Hierbleibens auf. Je nach ihrer mehr politischen oder biologischen Einstellung meinten die einen, nur Heimatliebe, Vaterlandsliebe hätten ihn dazu bewogen, die andern, daß sicherlich Krankheitsursachen mit im Spiel gewesen.

Freund Wober hielt den roten Schnabel dicht krampfhaft in die Brustfeder verborgen, offenbar um frische Luft zu atmen, schielte nur aus seinen Augen zu den Menschen auf der Straße hin. Wer wollte auch seine Gedanken erraten? Doch so wie er da stand, kam er einem vor wie der verschämte Sommer, den der Winter arglistig überrollt hatte.

Als aber die Kälte im Januar höher und höher kletterte, als die Blüten an den Fenstern zu wachsen begannen, da war die schwarzweiße Gestalt mit einem Male von dem Horst verschwunden. Stunden, Tage, Wochen vergingen, Freund Wober war nicht mehr zu sehen. „Verhungert oder erfroren“, so dachte, so sagte jeder mit trauriger Miene. Doch der Gutsbesitzer am Ende des Städtchens mußte es bald besser. Der entsetzte ihn eines Tages hoch oben im Strohlager seiner Scheune. Dort hatte sich der Schlaue vor dem Frost geschützt, dort mit einem Mann vor dem Hungertode gerettet. Als dann

die Sonne höher kam, die Blumen für immer verwelkt waren, stand er eines Tages wieder hoch oben auf dem Stiele. Den April kam auch der zweite Storch wieder aus Süden zurück, und in demselben Jahre vollzog sich das Familienleben droben auf dem Dach auch wieder in derselben Weise wie im vergangenen. Doch diesmal hat im Herbst keiner von der sechsköpfigen Familie den Anblick an die Südländer verpaßt.

Der Negerglaube an Mungu-Gott und Chaitani-Teufel

Von Paul Graeb.

Ich habe es in Deutschafrika oft bei Gerichtsverhandlungen erlebt, daß der Angeklagte, seiner Missetat überführt, nicht mehr aus noch ein machte und schließlich erklärte: Herr, ich habe es nicht getan, sagst du dennoch, ich sei es gewesen, so hat mich der böse Geist befallen — und er hält sich vor sich und der Welt für das unschuldige Opferlamm und nimmt die Strafe mit stumpfer Ergebenheit auf sich. Der Glaube an Mungu, Gott, und Chaitani, Teufel, ist bei den von der Kultur noch unberührten Naturvölkern tief eingewurzelt. So erlebte ich Folgendes auf dem Luta-bassee in Deutschafrika, einem Gebirgssee im Hinterland von Simbabwe. Ich hatte mein Jagdboot am Rand des Negerbores aufgeschlagen, welches aus einer weit in den See hinausreichenden Halbinsel unter Palmen gebettet lag. Ich wollte mit einem Kanu des Dorfbewohners nach einer Sandbank nahe des jenseitigen Ufers fahren, um Krokodile zu angeln. Wir stiegen ab. Die Schwarzen stauten, anstatt den Kurs direkt auf die Sandbank zu nehmen, am Ufer entlang, um in weitem Bogen dorthin zu gelangen. Den Bewohnern dieses Sees war das Rudern noch unbekannt. Ich gab Befehl, gerade den Weg auf die Sandbank zu halten. Als wir jetzt sehr bald in tiefe Wasser kamen, bemerkten die Schwarzen die Bambushäuser als Ruder. Erschreckend langsam kamen wir vorwärts. Da strich eine Rente über uns weg. Ich holte eine Ente herunter, hatte sie jedoch nur geflügelt. Die Ente schwamm uns davon. Langsam folgte das Boot. Plötzlich taucht die Ente auf, kommt ziemlich weit entfernt wieder zum Vorschein. Das wiederholte sich mehrere Male. Plötzlich springt ein Schwarzer aus dem Boot in den von Krokodilen wimmelnden See und taucht hinter der Ente her — Totenstille — da taucht der Schwarze wieder auf, die zappelnde Ente in der Rechten, schwimmt sie in das Kanu und wirft mit der Ente vor die Füße. Auf meinen Vorwurf, wie er sein Leben aufs Spiel setzen könne bei den vielen Krokodilen im See, antwortet das Naturkind: „Herr, wenn Gott nicht will, daß mich das Krokodil frisst, so kann ich den ganzen Tag im See umher schwimmen, wenn es aber der Teufel will, so holt es mich aus meiner Hütte.“

Am Ausguck

Den 700. Geburtstag verschloßen

hat, wie erst jetzt bekannt wird, die schöne mecklenburgische Stadt Gültrow. Sie hätte im vergangenen Jahr, das an Jubiläen nichts zu mangeln übrig ließ, ihren 700. Geburtstag, gewiß ein Tag ehrenwürdig genug, um ausführlich gefeiert zu werden, festlich begangen können, hat es aber leider verfehlt und verschlafen. Der Berichterstatter, angelehnt von diesem Bagillus, kam erst jetzt, im neuen Jahr, wieder soweit zu sich, der schönen verpaßten Gelegenheit gedenken zu werden, und ist der Ansicht, daß der Gedenktag eines verschlafenen 700. Geburtstages noch immer nachgeholt werden kann — am ehesten mit dem alten Fürstenbier „Kniefe nach“ Gültrows, wie es mit solch starkem Alkohol-Gehalt nur hier und sonst nirgendwo in der ganzen Welt seit Jahrhunderten gebraut wird.

Der Ursprung der amerikanischen Flagge.

Der Ursprung der amerikanischen Flagge ist höchstwahrscheinlich auf das Familienwappen der Washingtons zurückzuführen. Dieses bestand aus zwei Querkreisen mit zwei Sternen darüber, beide in schiefer Anordnung. Das Ganze wird von einem Rahmen gekrönt, der in seinen Enden einen Stock hält.

Kampf gegen die Neugierde.

Die Yankees stehen von jeher im Ruf einer unbezähmbaren Neugierde, über die die Reisenden stets zu klagen hatten. Besonders schlimm war es im 18. und 19. Jahrhundert,

Schiffen Franklins, um dieses neue, so lange so hoch unangenehm war, wandte sich das Mittel an, um sich vor Unbilden der Natur zu schützen. Er trat er bei seinen Reisen durch die Staaten in ein Wirtshaus, so stellte er sich in die Mitte des Zimmers und sprach mit lauter, energischer Stimme: „Ich heiße Benjamin Franklin, bin von Boston gebürtig, in Philadelphia angefahren, bin Buchdrucker und komme von X. und will nach Y. Ich wünsche zweierlei: Erstens recht bald ein Mittagessen, zweitens, mit allen Fragen verschont zu bleiben!“ — Dieses Verfahren hat stets gewirkt.

Warum man in England die Leichenschau einführt.

Eine Londoner Kaufmannstochter hatte sechs Männer hintereinander genommen: den ersten aus Gehorham gegen ihre Eltern, die anderen nach eigener Wahl. Rasch war einer nach dem anderen gestorben; so nahm die Frau den nächsten Gatten. Dieser ging einmal weg, kehrte erst spät in der Nacht heim, und weil er so ne Frau auf die Probe stellen wollte, tat er betrunken, warf sich mit viel Umständen und Gelärm ins Bett und stellte sich schlafend. Da stand die Frau auf, kündete ein Feuer an und stellte einen Gefäß mit Blei darüber. Es dauerte eine Weile, bis das Blei geschmolzen war. Da nahm das Weib den Gefäß aus dem Feuer und näherte sich damit ihrem Manne, ihm das glühende Metall ins Ohr zu gießen. Doch der Mann sprang rasch auf und übergab seine Gemahlin der Polizei. — Nach diesem Vorfall argwöhnte man auch über den Tod der übrigen Männer. Man grub sie aus der Erde — und sie hatten alle Blei im Ohr.

Die letzte Gnade.

Als Karl V. nach seiner Abdankung in Spanien angelangt war, hielt er sich einige Tage zu Valladolid auf, um die Abschiedskomplimente entgegen zu nehmen. Da trat auch sein Sohn, Pedro de Son Erbas vor. Als dieser nun sah, daß der Kaiser den Hut vor ihm zog, sagte er: „Ew. Majestät hat sehr gnädig, daß Sie den Hut vor mir abnehmen. Wollen Sie mir etwa damit sagen, daß Sie nicht mehr Kaiser sind?“ — „Nein, Vater“, gab der Herrscher zur Antwort, „es geschieht, weil ich Dir jetzt nichts mehr erweisen kann als diese Höflichkeit.“

Büchertisch

Heimatklänge. Von Paul v. d. Weihe, mit zahlreichen Abbildungen. Preis 1 Mk. Verlag Schömann u. Klages, Bochum. — Das Buchlein ist eine Perle der Heimatliteratur. Es führt seinen Titel mit Recht, die Heimatklänge sind echt und wahr. Die Poesie des Buches ist bodenständig, der Inhalt aus Geschichte und Volkstum erwachsen: gemüht und humorvolle Volksbräute, originelle und markante Persönlichkeiten sowie mundartliche, noch ungedruckte Volkslieder begegnen uns in bunter Anordnung, dazu kommen zahlreiche Illustrationen. Wie treffend und plastisch der Dichter zu schildern versteht, davon möge das Gedicht: „De alle Rot (Rot)“, eine Probe geben. Dieser „alle Rot“, ein hochgelehrter, tüchtiger Arzt und wohlhabender Mann, necht sich gern mit seinem Freunde, einem Maurer. Einmal erwidert dieser:

„Meine Arbeit magst du bekräfteln,
Du jeder kann je uappen sein,
Denn deine Lüt sich nit betteln,
Deip liegt sie in de Gere sein.“
De alle Rot was we beguatten,
Sei hadde seo wat nau nit hort;
De Konrad hadde 'n Bugl affschuatten,
Vom Erwinchen um lachde in 'n Bort.“

Wie Friedrich Wilhelm Grimm, der Dichter des Sauerlandes, im besonderen seinen Heimatkreis Brilon besungen und beschrieben hat, so Paul v. d. Weihe seinen Heimatkreis Lipptal. In erster Linie kommt Geseke in Betracht, daneben Lipptal, Störme, Camitte, Bönninghausen, Veslar, Schwarzenbach. Der Dichter, ein Geseker Kind, hat als eifriger Heimatforscher dem Büchlein einen kurzen, aber gehaltreichen Kommentar beigegeben, der jedem Fernstehenden volles Verständnis für Geschichte und Volk erschließt. Jedem weisfährigen Landsmann, besonders auch dem fern von der engen Heimat weisenden, wird die Lektüre des Buches eine köstliche Herzenslabung sein und dem Germanisten und Historiker manche wertvolle Gabe bieten.

Verantwortlich: S. Emmelmann, Altena.
Druck und Verlag: A. A. Gans, Altena.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 7

Mittwoch, 16. Februar

1927

Die Sage von Blüchers letzter Stunde

Wenig an der nachstehenden kleinen Erzählung geschichtliche Wahrheit ist, vermag ich nicht nachzuprüfen. Jedenfalls hat wohl die Tatsache, daß der alte Blücher in seinen letzten Lebensjahren nicht von Krankheiten geplagt, sondern auch, insbesondere sogar in den Schlachten der Befreiungskriege, Nervenzusammenbrüche erlitten und gelähmt in Wohnortsituation gelebt hat, so daß Gneisenau, um die Operationen in seinem Sinne, der nicht der aller verblühten Generale war, fortzuführen, selbst den Oberbefehl übernehmen mußte, dazu beigetragen, die letzten Stunden dieses überaus populären und geliebten Felden in ein fagenhaftes Gewand zu kleiden. Ich fand diese Erzählung vor einigen Tagen als vergilbte Zeitungsausschnitt, mit der Jahreszahl 1852 versehen, unter nachgelassenen Papieren einer im Kriege verstorbenen alten Dame, die stets für geschichtliche und kriegerische Dinge, besonders aber auch für Anekdoten ein ungewöhnliches Interesse zeigte und aus der Zeit der Freiheitskriege auf Grund der Schilderungen ihres Vaters und eines Onkels, die dabei gewesen waren, so genaue Bilder entwarf, daß man meinen konnte, sie sei selbst dabei gewesen.

In der ersten Hälfte des Monats September im Jahre 1819 sah in einem mit Wappen verzierten Zimmer des Schlosses Ribnowitz, nahe beim Kamine, in einem mit Wänden versehenen Nischen ein Greis, sein Haupt nachdenklich in die Rechte gestützt, die Augen auf den Boden gebettet. Nicht und Brustwasserflut quälten ihn, der Jahre glorreich im preussischen Heere gedient und zahlreiche Wunden, Beweise seiner Tapferkeit, aufzuweisen hatte. Es war derselbe Greis, der Napoleon bei Waterloo besiegte — es war Fürst Blücher, der jetzt, von physischen Weiden gequält und gemartert, von der Welt zurückgezogen, hier in der Einsamkeit lebte.

Die hohe Pfeilertür des Saales öffnete sich geräuschvoll und schreckte den Greis aus seinem Nachdenken. Er blickte gegen die Tür und ein Strahl von Freude bligte aus seinen Augen, als er den Kommenden erkannte, der stürmisch auf ihn zuwies, um sein beabsichtigtes Erheben zu verhindern, ihn mit Festigkeit in die Arme schloß, in den Lehnstuhl zurückdrückte, auf einem anderen Armstuhl neben ihm Platz nahm, weichen ein Diener mit weißen Haaren herbeirückte, und des Greises Hände festhaltend, ihm liebevoll ins Auge sah. Der Fremde war der König Friedrich Wilhelm der Dritte.

Auf Blüchers Wink entfernte sich der Diener, und nachdem sich Blücher einige Zeit gesammelt hatte, hob er an: „Majestät, da ich Sie in der Nähe, bei der hier abgehaltenen Reue mußte, nahm ich mir die Freiheit, Sie bitten zu lassen, hier ein wenig zu ruhen. Doch würde dies auch nicht der Fall gewesen, ich würde Sie überall so krank ich bin, aufgesucht haben, um, bevor ich sterbe, Ihnen, nur Ihnen ein Geheimnis mitzuteilen, welches mein Herz immer mehr beunruhigt. Es ist näher meine Todesstunde rückt, und ich betrachte es als einen Wink des Schicksals, der Sie gerade jetzt, gerade heute in meine Nähe führen mußte. Sehen Sie mich nicht befreundet an, ich bin bei voller Vernunft und habe die Frage, ob ich nicht Wenigstens für Wirklichkeit genommen, schon oft an mich gestellt, aber nein“ — er zog ein goldenes Armband hervor — „Nein! Es ist kein Zweifel. Es ist wahr, wahr, und dennoch unerklärlich.“

Der König sah ihn überrascht und fragend an. „Im Jahre 1758“, fuhr Blücher fort, „bewohnte mein Vater das Schloß Groß-Kenzow

in Mecklenburg und fandte mich und meinen Bruder zu unserer Veranbten, der Prinzessin Krasow, auf der Insel Rügen. Ich war damals 14 Jahre alt, der siebenjährige Krieg war ausgebrochen, und so kam es, daß ich während meines monatelangen Aufenthaltes daselbst ohne jede Nachricht von meinen Eltern blieb. Ich trat in schwedische Dienste, wurde in der Schlacht von Jekow von preussischen Truppen gefangen, und erhielt von Preußen das Anerbieten eines Offizierspatents. Da ich nur unter der Bedingung der Annahme meine Freiheit erhalten konnte, so willigte ich ein. Man gab mir die Stelle eines Standartenführers im Schwaren Fußarenregiment und gestattete mir, da ich schon seit einigen Jahren nichts mehr von meiner Familie gehört hatte, drei Monate bei derselben zubringen zu dürfen. Nach meines Vaters Schloß Groß-Kenzow reisend, kam ich durch das vom Kriege grausam verwüstete Mecklenburg. Ich hatte ein Vollenführerwesen, welches nur sehr langsam fortkommen konnte und durch die nur noch einige Meilen vom väterlichen Schloße immer mehr verwüstete Landschaft so gehemmt wurde, daß meine Ungebuld dort anzufragen, mir nicht länger gestattete, darauf zu sitzen. Ich sprang hinab, suchte mir zwei Pferde zu verschaffen und sprenge, begleitet von meinem Diener, demselben, den Ew. Majestät vorhin sehen, so gut es sich tun ließ, dem Schloße zu. In dem unfernen Schloße zunächst liegenden Walde wurden mir plötzlich von einem schweren Unwetter befallen; dicke Fimelnis herrschte, der Regen rauschte in Strömen herab, und ehe ich es mir verfuhr, war ich von meinem Diener getrennt. — Da bemerkte ich auf einmal vor mir eine hoch erogene Pforte, ganz mit Eisenstippen versehen; es war das mir bekannte Tor des Schlosses Groß-Kenzow. Ohne vom Pferde zu steigen pochte ich mit meinem Säbel wiederholt an die Pforte — nichts regte sich, um mir zu öffnen. Jetzt verlor ich die Geduld, stieg vom Pferde und schloß mich der Pforte. Da plötzlich springt die riesige Pforte von selbst auf, denn kein Mensch war zu hören oder zu sehen. Ich führte mein Pferd in den Hof, binde es an einen Baum, steige die Treppe des Portals hinan in den Vorhof und bringe in das Innere des Schlosses; aber nichts läßt sich sehen und hören, als das Geräusch meiner eigenen Fußtritte. — Ein Schauer befiel mich — doch — das Schloß ist wohl nicht mehr bewohnt — sagte ich mir, indes es ist spät, da wirft die Nacht hier zu bringen. So gehe ich weiter, durch mehrere Zimmer und gelange in das Schlafzimmer meines Vaters. Hier flackerte noch ein halberloshes Feuer im Kamin, und ich sehe bei dem zweifelhaften Scheine meinen Vater, meine Mutter und meine vier Schwestern um daselbst sitzen. Raum hatte ich die Tür geöffnet, so erhoben sie sich. Ich will in meines Vaters Arme fliegen, er weist mich mit feierlicher Gebärde zurück; ich näherte mich meiner Mutter, auch sie weist mich mit einem Ausdruck von Traurigkeit zurück. — Ich rufe laut die Namen meiner Schwestern — Berta — Luise — Elfriede — Theresie — Ohne mir zu antworten reihen sie einander die Hand. „Erkennt ihr mich denn nicht? Empfangt ihr den Sohn, den Bruder, der Jahre lang von euch getrennt war?“ rufe ich. „Vater, Mutter, Schwestern, warum antwortet ihr nicht; habt ihr mich vergessen, vergesst meine geliebten Schwestern jene schöne Zeit, deren Zeuge diese Gemäuer waren?“ — Jetzt schienen meine Schwestern leise miteinander zu sprechen, nahnten sich mir und winkten mich zu sich; Theresie kniete vor der Mutter nieder — unwillkürlich zog es auch mich vor der geliebten Mutter auf die Knie, ich beugte meinen Kopf und legte ihn

auf ihr Knie. — Oh mein Himmel! — In dem Augenblicke empfinde ich durch das seidene Kleid kalte, eiserne, harte Gebeine — und fühle ein Totengerippe. Die Hand meiner Mutter lag in der meinen — sie war eiskalt — ein Schreck! — Als ich von dem Schrecken, der mich ergriffen, zu mir selbst kam — war alles verschwunden — aber — entsetzender Anblick — die Knochenhand meiner Mutter lag in der meinen, ja hielt dieselbe festumklammert. — Schauernd lasse ich die Hand fallen — stürze in den Vorhof, werfe mich aufs Pferd. — Von meinen Spuren getrieben — trägt es mich hinaus ins Freie — in den Wald — im Kreise umher — bis das arme Tier mit Tagesanbruch tot zur Erde fällt, und mich besinnungslos am Fuße eines Baumes abwirft. Hier fand mich mein Diener, der mich bisher vergebens gesucht hatte. — Er trug mich, am Kopfe schmer verlegt, ins nächste Dorf, und Monate vergingen, ehe ich vom Fieber genes, welches mich in heftigen Delirien ans Bett fesselte. — Während mir die Gesundheit zurückkehrte, erfuhr ich, daß das Schloß Groß-Kenzow von preussischen Truppen im Sturm genommen und geplündert worden sei, wobei meine ganze Familie ihr Leben verlor. Vergessend, was mir dort geschehen, kehrte ich, sobald ich genesen, nach dem Schloße zurück, um den sich etwa noch vorfindenden sterblichen Resten meiner Familie die letzte Ehre zu erweisen. Doch vergebens — nichts fand ich als — die Hand — jene schreckliche Totenhand, die damals meine warme Hand so fest umklammerte — daß Besinnung und Leben wich, und ich fast dem Wahnsinn verfiel. An dieser Hand blühte mir ein goldenes Armband entgegen, — dieses, Majestät. — Er hob das Armband empor. „Ich ließ ein bleernes Rüstchen anfertigen und die Hand meiner Mutter als mein höchstes Kleinod in der Gruft meiner Ahnen beisetzen. Ein ganzes Leben liegt jetzt zwischen jener Zeit, und dennoch ist es mir, als wenn es gestern erst geschehen, als sehe ich es in diesem Augenblicke.“

Fürst Blücher hielt hier eine lange Zeit inne; der König Friedrich Wilhelm war in sprachloser Ueberraschung ob dem, was ihm aus des Helms Munde so unklarbar entgegenkam und den alten Mann in fieberhafte Aufregung versetzte. „Zwei Monate“, hub nach einiger Zeit Fürst Blücher wieder an, „mögen es ungefähr sein — ich schlief in demselben Lehnstuhl, in welchem ich jetzt vor Ihnen sitze, da weckte mich ein selbes Geräusch, ich schloge die Augen auf — mein Vater, meine Mutter, meine Schwestern stehen vor mir, wie damals im Schloße Kenzow, und, entsetzender Anblick — meine Mutter hat nur eine Hand. Meine Schwestern geben mir jetzt, wie damals, ein Zeichen, mich zu nähern. — Ich zaudere voll Schrecken. — Da, da lassen alle sechs Schatten sich einander bei der Hand, bilden einen Kreis um mich und gleiten mit majestätischen Schritten drohend um mich her. Ich war außer mir, was hatte ich denn verbrochen? War es ihr Unwille, der mich traf, daß ich in preussische Dienste getreten? — Aber konnte ich denn anders, wollte ich meine Freiheit erhalten? Jetzt ist mein Vater mir gegenüber. „Gerechtigkeit“ ruft er drohend, mit heiser, dumpfer Stimme. „Ruhe“ ertönt es jetzt aus dem Munde meiner Mutter, mit lippeindem, brechenem Tone. „Gebet“ seufzt meine jüngste Schwester Luise. „Deine Stunde naht“, ruft Elfriede. „Am zwölften September“, ruft Theresie. „Am zwölften September um Mitternacht!“ ertönt es schauerlich von Berta Lippen. — Zweimal noch zogen die Schatten drohend um mich herum, dann vereinigten sie die Stimmen wie zum Grabgesange. „Wir werden uns bald vereinen!“ tönte es wie aus tiefer Gruft — und alles war verschwunden, —

Heute ist der verhängnisvolle zwölfte September, der neunundfünfzigste Jahrestag seit jener ersten Vision — und Gott empfehle ich meine Seele und Ew. Majestät meine Kinder.

Der Zeiger an der Uhr hebt aus — jetzt — jetzt — schlägt die zwölfte Stunde; mit dem letzten Schlage sinkt der Fürst zurück, der König sah rasch seine Hand, das Armband fiel hinein. — Der Fürst war eine Leiche.

Dr. W. Becker, Marburg.

Deutsche Wissenschaft und Technik in Argentinien

Von

J. Paulig-Pachia Blanca (Argentinien).

Ein junger Staat wie Argentinien tut klug, sich die Mitarbeit der alten Kulturstaaten am Aufbau und Ausbau seiner öffentlichen Einrichtungen in weitestgehendem Maße zu sichern, da der Schatz, die in diesem weiträumigen Lande ihrer Erschließung harren, zu viele sind, als daß sie allein von argentinischer Kraft rechtzeitig gehoben und verwertet werden könnten.

Unter den ins Land gerufenen fremden Vertretern der Wissenschaft und Technik war das deutsche Element schon vor dem Kriege stark vertreten. Heute steht in Argentinien deutsche Wissenschaft und Technik vielleicht noch höher im Ansehen als vor dem Kriege. Alle nach Argentinien in den letzten Jahren zum Besuche gekommenen deutschen Forscher und Gelehrten sind von ihren argentinischen Fachkollegen, von der Presse und in der Öffentlichkeit stets in ausgesuchter Weise geehrt und ausgezeichnet worden. Erinnerung sei hierbei nur an die für die deutschen Gelehrten selbst wie für ganz Deutschland ehrenvolle Art der Aufnahme des Chemikers Haber, des Mediziners Wühlens, des Juristen von Rauchhaupt und des Geologen und Mathematikers Gost.

Von der Achtung deutscher Wissenschaft in Argentinien zeugt auch die große Zahl deutscher Gelehrter, die in Argentinien seit vielen Jahren als Hochschullehrer oder als wissenschaftliche Anstalten wie im Heere und in der Marine mit Erfolg tätig sind. Es gibt noch keine argentinische Universität, an der nicht ein oder mehrere deutsche Lehrer wirken. In Büdereien, Museen, Laboratorien, am chronometrischen Observatorium wie am bakteriologischen Institute haben Deutsche oder Deutschstämmige die leitenden Posten inne.

In der Technik wird deutsche Arbeit nicht minder geachtet. Das größte im letzten Jahrzehnt in Südamerika errichtete Bauwerk ist der Pantheon von Monte Grande. Er verdankt seine Entstehung und Errichtung deutscher Wissenschaft und Technik. Zur Ausführung besonders schwieriger Bauwerke zieht der Argentinier mit Vorliebe deutsche Konstrukteure und Baufirmen heran. Bei der Fliegertuppe der Heeres- und der Flotte wirkt eine große Zahl deutscher Ingenieure, ebenso wie bei der vom Militär durchgeführten Landesvermessung Deutschlands in leitenden Posten tätig sind. Auf den eisigen rauhen Orkney-Inseln besteht ein staatliches Observatorium. Bezeichnend ist, daß die Forscher, die alljährlich dorthin zur Vornahme wissenschaftlicher Untersuchungen vom argentinischen Staate geschickt werden, 1928 ohne Ausnahme Deutsche waren.

Wie in fremder Umgebung lebenden Uebersee-Deutschen können täglich beobachten, wie auch andere Völker mit Recht jede Gelegenheit wahrnehmen, um durch Kultur-Propaganda aller Art Einfluß in fremden Ländern zu erlangen. Den Vertretern deutscher Wissenschaft und Technik wie der Kunst und Musik möge das stets ein Ansporn sein, an ihrem Teile mitzuwirken an der Aufklärung anderer Völker über Deutschland und deutsche Kultur. Eines der besten Mittel dazu ist der gegenseitige Austausch von Professoren und Studierenden. Einmal erhalten die ins Ausland geschickten deutschen Geistesarbeiter dort neue Anregungen und erweitern ihren Gesichtskreis wie ihre Kenntnisse; ihre fremdländischen Kollegen haben andererseits in Deutschland so viel Gelegenheit zu sehen und zu lernen, daß sie später in ihrer Heimat als überzeugte Anhänger und Vertreter deutscher Wissenschaft und Technik für diese stets eintreten werden.

Natürlich kann das verarmte Deutschland nicht große Summen heute dafür ausgeben. Wird der Plan richtig angefaßt und durchgeführt, so wird sich aber auch mit verhältnismäßig bescheidenen Mitteln auf diesem Gebiete

viel Gutes erreichen lassen. Es gibt in Uebersee genug Deutsche, die, wenn ihr Interesse erst entfacht ist, gern die Rolle eines Mäzens übernehmen und ausreichende Stipendien für besagten Zweck stiften werden. Wo ein Wille ist, findet sich auch ein Weg!

Die Butter im Altertum

Von Dr. H. Oberlies-Würzburg.

Die Butter ist ein uraltes Nahrungsmittel. Jeder Mensch allerdings frische Butter zuerst gekostet hat und mo dieses war, wissen wir nicht. Aber ist jedenfalls, daß nicht Ueberlegung sondern der Zufall den Menschen darauf brachte, aus Milch Butter zu bereiten. Wir wissen, daß die Menschen, nachdem sie in grauen Vorzeiten als Jäger und Fischer, die in den Steppen nördlich des Schwarzen Meeres hausten, daß diese Butter aus Stutenmilch bereitet hätten. Es ist nun immerhin denkbar, daß die Skythen auf ihren wilden Ritten durch die Steppen, die wasserarmen, auch Milch in Leberschäuchen oder anderen Hohlgefäßen mitgeführt haben. Durch das Geschütteln während des Reitens mögen sich kleine Stückchen Butter gebildet haben, die dann der Skythe, als er durstig den Leberschlauch ansetzte, zuerst mit Unwillen bemerkt und als störend für seinen Durst empfunden haben mag — bis er oder Klügere die Köstlichkeit dieser Butterstücke erkannten, wodurch Butter bald zu einem sehr beliebten Nahrungsmittel wurde. Die Butter als Nahrungsmittel kommt sicher aus dem Norden, was schon schon die dort herrschende kühleren Temperatur nahelegt. Auch alle Nachrichten führen nach dem Norden. Die Skythen, Thraker, Kelten und alle Germanenstämme bereiteten Butter. Der Orient dagegen, dann die Griechen und Römer, verwendeten statt ihrer wie noch heute in Indien das Öl, während die Butter nur zum Salben oder vor allem zu medizinischen Zwecken nahmen. In Babylonien oder auch sonst fand man wohlgefäße aus Ton oder Holz, ferner Rindengefäße und Leberschäuche, dazu Quirle zur Butterbereitung. Letztere waren Holzstämmchen von 20–30 Zentimeter Länge, deren kleine Äste bis auf den unteren, der auf wenige Zentimeter gestutzt war, abgestreift waren. Dann gab es damals schon Stochbutterfässer und weiterhin flache Schalen mit breiten, meist hölzernen Löffelchen. Die Skythen, wie schon erwähnt, schüttelten die in Hohlgefäße geschüttelte Milch von Stuten, bis sie aufschäumte und das leichtere Fett oben schwamm, während die dicke schwere Masse nach unten sank, die dann getrocknet und zu Pferdequark verarbeitet wurde.

Milch wurde auch schon damals die Butter aus Kuhmilch gemacht; doch auch sehr viel — wenigstens in manchen Gegenden — aus Schaf- und Ziegenmilch, weniger dagegen aus Stuten- und Eselmilch. Es ist nicht mehr festzustellen, ob man damals nur den Rahm oder die ganze Milch zu Butter verarbeitet hat — ersteres ist wohl das wahrscheinlichere. Im Winter wurde die Milch vor der Butterbereitung angewärmt.

Butter war schon damals sehr beliebt und galt als Zeichen von Wohlhabenheit, da nur reiche Kühe besaßen, Arme aber mit Schaf oder Ziegen sich begnügen mußten. Immerhin war die Butter, zumal in wärmeren Ländern, nicht ausschließlich Nahrungsmittel. In Indien z. B. brachte man sie zur Heilung verwundeter Glieder, Griechen und Römer dagegen machten aus ihr Salben. So ist Butter in dem bekannten Kochbuch von Apicius nicht genannt, dagegen oft in medizinischen Werken jener Zeit. Es ist ergötzlich zu lesen, moogen Butter gut und heilsam war. So galt Butter für „ein erweichendes und Geschwüre fallendes Mittel“, zumal bei Frauenkrankheiten. Erleidet jemand einen Schädelbruch, so daß die Hirnhaut zu einem Geschwür auswuchs, so trieb man dieses mit in Butter zerriebenen Weinblättern zurück. Gegen die Ruhr verordnete man eine Mischung von Rosenöl und Butter. Gegen Lungen- und Nierenentzündungen gab man Butter mit Honig, gegen Husten Butter mit Spektmehl vermengt. Frische Butter gab es gegen Ohrenschmerzen und vor allem gegen das Anschwellen des Zahnfleisches beim Zahnen der Kinder. Zu allen diesen Zwecken wurde die Butter meist heiß gelassen und wirkte dann ähnlich heilend wie warmes Öl.

Der Sabab Aber uns?

Von Wolfgang Weber.

Der Sudanexpresß donnert nilaufwärts — es war der vierte Tag, seit wir Kairo verlassen hatten. Der schmale bemohnbare Streifen, den der Nil aus der Wüste zum Leben erweckt, ist an dieser Stelle nicht breiter als etwa 200 Meter. Links und rechts davon dehnen sich in der Ferne die unübersehbaren Hügelreihen der Sahara, die sich von Ozean zu Ozean spannen und über denen eine Wolke Staub lastet. Kein Lufthauch wirbelt sie zum Leben auf, nicht die leiseste Regung geht durch die Region dieser verbrannten Welt.

Hinter den Sonnenschutzhüllen jagt das gleiche Bild vorbei, wie wir seit Tagen es zu sehen gewohnt sind: blaue Silhouetten von Palmen, dann wieder breite Strecken bergiger Wüste und ganz selten einmal als einzige Unterbrechung ein Rubierdorf, dessen Steinmürl aus dem Sand herauszumachen scheinen.

Aber heute hat das alles ein anderes Gesicht. Wir fühlen, irgend etwas liegt in der Luft. Die Früchte sind in Gelb getaucht, in ein eigenartiges, fast rötliches Gelb, das mit den warmen Tönen der abendlichen Sonne nichts gemein hat. Pechschwarz gleitet der Nil vorbei, von keinem Hauch bewegt. Am Horizont glitzert die heiße Luft über den Steinen. Aber es ist nicht die trockene, fast herbe Luft, wie wir sie bisher gewohnt waren. Etwas Festes, Erdrückendes liegt sich wie ein Vampyr um den Körper und peitscht die Nerven; keiner von uns in. Zuge ist mehr auf den Beinen, selbst die Eingeborenen liegen erschöpft und in sich zusammengefallen herum. Das Blut hämmert in der Schläfen. Höher und höher steigt das Thermometer. Jetzt zählen wir bereits 58 Grad, während wir uns Ägypten, der heißesten Stadt der Erde nähern.

Wir atmen auf; der Zug donnert über die Brücke des blauen Nils und hält ein paar Minuten pausend am Bahnhof.

„Hallo, Mr. Weber, kommen Sie schnell“, ruft ein schwarzer Diener, „wir müssen das Hotel noch erreichen!“ Alles spielt sich in wahnwitziger Hast ab. Man läuft dem Ausgang zu, ich werde in ein Auto gedrängt, ein paar Minuten später halten wir vor dem Hotel, rennend weißt man mir ein Zimmer an — die ganze Stadt scheint verrückt zu sein. Jetzt taucht auf einmal das Gesicht eines Bos im Fensterbalken auf. „Sabab, Sir“, ruft er mir zu, und in nächsten Moment ist er verschwunden.

Sabab heißt auf arabisch „Wind“, aber ich hatte keine Ahnung, daß das Wort im Sudan noch eine andere Bedeutung besitzt. Traufen ist es jetzt noch viel dunkler geworden, aber man hat sich schon daran gewöhnt, alles durch den gelben Schleier zu sehen, der den alltäglichen Gegenständen das verdorrte, merkwürdige Profil eines phantastischen Ungeheuers gibt. Die Straßen sind verödet, ich kann gerade noch zwei nubische Frauen erkennen, die mit ihren Kindern auf dem Rücken vorbeiziehen, da gibt es einen Krach und ich sehe im Dunkel. Man hat die Fensterläden von außen zugeschlagen.

Ich taste mich zur Tür. In diesen schematisch gebauten Häusern findet sich jeder schnell zuverfügt, und ich brauche nicht lange zu suchen, um die Innentreppe zu finden, die auf das flache Dach führt.

Oben läßt sich kaum atmen in dem Gluthauch der Luft. Kraftlos hängt die Sonne als roter Punkt zwischen den Wolken. Eine bleierne Atmosphäre preßt sich auf die regungslose Erde. — Und nun geschieht etwas Unfassbares.

Eine dunkle Wolke löst sich vom Horizont, kommt näher, wächst ins Gigantische, richtet sich auf wie eine Mauer zwischen Wolken und Erde — ein zerrissener Berg mit grotesken Höhlen und phantastischen Schlagen — ein Geyser aus wirbelndem Sand, das seine Gestalt in Augenblicken wechselt. Unheimlich langsam wälzt es sich heran, verschluckt Palme um Palme, Haus um Haus. Hier ist es noch ganz windstill, aber ein wenig weiter unten winden sich die gepökelten Sträucher, und eine unsichtbare Hand scheint die Baumkronen zu schütteln. Unausfallsam rückt die schwarze Masse näher, immer lauter wird das Zischen und Krachen.

In diesem Augenblick ruft mich jemand beim Namen. „Kommen Sie schnell herunter, es ist die höchste Zeit!“ In einer Minute ist der Sabab über uns! Der Hotelbesitzer ist herausgekommen, um mich zu warnen. Er packt mich beim Arm, drängt mich die Treppe hinunter und schließt die Falltür zum Dach. Ich bin noch ganz benommen, während wir die Stufen hinunterstolpern.

„Kommen Sie doch gleich in mein Office, Sir!“ munnelt er mich auf, „ich habe einen neuen, prachtvollen Whisky. — Sie werden staunen! — und außerdem ist mein Zimmer besser gegen den Sand verschlossen. Es Joze wenn der Juli nur erst vorbei wäre!“ Nur in diesem Monat, so erklärte er, wüßten im Sudan die Sandstürme.

Trauen wächst das Toben und Brausen des Sturmes. Er rüttelt an den Fensterläden, läßt die Mauern erzittern und heult um das Haus. Es ist kaum möglich, die Worte zu verstehen, und ich deute fragend auf die Sandstöße, die sich knirschend auf den Schreitbänken der Bücher, das Papier und auf alle anderen Gegenstände des Zimmers legt. Statt jeder Antwort zeigt er auf die Tür und das Fenster. Ihre Ringe sind mit Schlössern verschlossen, aber dennoch liegt in Wolken der feine verteilte, dem Auge kaum sichtbare Wüstensand ins Zimmer. Stunden vergehen, bis ein Wolkenbruch die Kraft des Sabab bremst.

Trauen stehen die Häuser alle unverfehrt da — tiefen einsinkenden, flachen Steinmürlstein kann der ärgste Orkan nichts anhaben. Unverändert scheinen auch die Straßen. Aber wenn man seinen Fuß auf sie setzt, sinkt man tief in einen eigenartigen Schlamm ein. Der Sturzregen hat die Sandwölke zu einem Brei verflüssigt, der alles bedeckt und das Grün der wenigen, mühsam aufgezogenen Rasenflächen in ein schmutziges Grau verwandelt. Die Dampferanlegestellen am Nil schwimmen stromabwärts. Röhre und Parken sind gekentert. Es gibt kein Licht, kein Telefon, keinen Telegraph, Fuhrwerke, Autos und Eisenbahnen sind außer Dienst. Und merkwürdiger, etwas weiter in der Wüste vom Sandsturm überflutet wird mer sich nicht rechtzeitig auf den Boden wirft und sich dann aus der bedeckenden Sandstöße nicht mehr herausarbeiten kann, der ist eines der zahllosen Opfer der Wüste.

Tausende Hände und gigantische Maschinen versuchen das Sandmeer zu besiegen, Staudämme ringen dem Steinboden Pflanzungen ab, und Wasserpumpstationen gubren aus ihm künstliche Oasen. Aber ein einziger schwerer Sabab kann alles Werk vernichten. An ihm und den verbündeten Gewalten der Wüste werden die menschlichen Waffen noch auf unabsehbare Zeit zerpfüttern — an ihm, jenem unberechenbaren Dämon der Sahara.

Von Afrika, Affen und Einfauleit

Von

Susanne Braunschweig-Tornwaldt.

Mit hochgezogenen Knien sitze ich auf dem bröckeligen Mauerrest und besehe tieffinnig ein großes Dreieck in meiner Jagdhose. Es ist nicht das erste Dreieck in dieser Hose — aber es ist ein unerfüllbares.

Unter dem einen Arm den Aquarellkasten, unter dem anderen Arm das Gewehr, bummle ich wieder einmal über die alte Raffesbamba — diese alte, traurig schöne Raffesbamba mit den Porz — und sehe auf dreihundert Meter in den Himmel. Das veranlaßt mich, den Aquarellkasten hinzulegen, das Gewehr liebevoller zu umfassen und durch Dornen emsig zu dem Mauerrest hinzurufen. Da bin ich. Hebe ein Loch im Arie. Und der Löwe ist ein Sonnenaffel. Die Vernehmung war vergeblich: eine Wehrlosigkeit ist vorhanden. Der Tieffinn gilt dem zu stapelnden Loch.

Diese einfaule, verstaubte, verunkrautete, verfallene Pflanzung zieht mich an wie brühen verlassene Parks, dämmrige Kirchen und Urgrümmers Terranten: wie alles, was alt ist, eine Geschichte gehabt hat und keine mehr hat — keine Enttäuschungen mehr aufweist.

Der fremde Mann, der diese unpraktische, zu tief und zu abseits gelegene Chamba pflanzte, ist tot. Ich denke gern an diesen fremden Mann. War sein Lebensrhythmus nicht so schönheit — Schönheit — — ganz klein geschrieben: Prossit?

Er kam und sah in die perlmutterschimmernde Steppe mit den riesigen Affenbrockbäumen. Er hörte den Flug, den der Ribo herabschickte, raufchen, verborgen hinter den geheimnisvollen Ruffen der Vianen, die zwischen den silbernen Säulenstämmen wider Feigenkörbe hängen. Er sah über die charaktervolle Gerablinigkeit der Randelabereuphorben hinaus zum weißen und schwarzen Klimadajorgipfel.

Hier will ich bleiben! sagte er. Sann über Schönheit und gute Dinge, die nur in der Einfauleit wachsen. Rodete, baute, pflanzte Raffesbamben und lachte, wenn praktische Leute sagten: wie kann man.

Es kam der Krieg, und er ist tot. Schade. Er ist tot, sein kleines Haus ist mein bröcklicher

Mauerrest. Ein versprengter Gummibaum neigt sich darüber. Die armeneligen Schalen seiner Fingerringblätter glitzern über dem rostigen Lehmstütt. Zwischen Gras und Dorn recken merkwürdige, lange, kahle Stengel violette Schmetterlingsblüten zur Sonne. Die duften die Raffesbamba. Krüppelige Raffesbamben tragen aus Gehenhumor ein paar rote Kirichen auf ihren dünnen Ästen. Zu Schutz und Schatten gepflanzte Cretilien stehen lang und schwindelnd dazwischen. In der ganzen Welt müssen Dornen sich besser durchsetzen als seine und zarte Gedächtnisse.

Der Affe, dem ich das Tieffinn-Dreieck verdanke, sitzt und beseht mich. Er hält den Schädel mit der dicken Zottelmähne schief, schließt das Kinn vor, blinzelt misstrauisch unter den breiten Stirnbögen: nanu! Das war doch vorher nicht da? — Zweites besserer Betrachtung neigt er fleißig auf den nächsten Termitenhügel, setzt sich. Beseht mich. Zieht die Arme hoch, legt die Arme darun.

Ohne mich zu rühren, rufe ich laut: Come on Charlot! Entsetzt fährt er auf, stößt einen heiseren Schrei aus. Da kommt die liebe Familie. Unterbricht beglücktes Laufen, friedlichen Verbauungsschlummer. Der Alte zeigt und gestikuliert. Einer nach dem anderen klettert auf den Hügel, sieht, mündet sich, zeigt. Dann beraten sie, und kommen an. Weichen mit ihren Jungen im Arm. Männchen. Kinder.

Es sieht komisch aus und unheimlich. Menschliche Karikatur. Ich mag nicht schreien, springe mit einem großen Satz von der Mauer und balle wie ein Porzband. Das hilft. Die ganze Bande bräut zum Fuchsdickicht — die Köpfe über die Schultern gewandt, aber eilig, eilig.

Ein Wolkengürtel von Ocker und Gold liegt um den düsteren Körper des Ribo. Die Sonne sinkt hinter des Merubergs wellenförmigen Silhouette und läßt das Schneehaupt über dem Goldgürtel rosenrot leuchten. Ich gehe durch den Gummibaum zu meinem Hügel und zu meinem Haus. Schnell. Denn die Nacht naht. Schnell. Denn die Nerven reagieren selbst im Gummibaum. Wie nargige Reiter sind die vielgekapften Stämme. Wie lebende Hände die fünfzigjährigen Blätter. Wie Totenkranzläufer der Duft zwischen dem fahlen Grün.

Der Räuber Mucha

Von Erich Müller-Windchen.

Die Entfernung von Raunas (Kornob), der Hauptstadt der Republik Litauen, nach der von den Polen okkupierten alten litauischen Hauptstadt Wilna beträgt ungefähr hundert Kilometer. „Ein Ragenprung!“ sagen Sie, verehrt: „Biete, machen Sie den Versuch und fahren Sie von Raunas nach Wilna. Ich glaube Sie werden bald umkehren und nie wieder eine solche verwegene Reise antreten. Denn zwischen Raunas und Wilna, Sie werden es bald erfahren, ist ein höllischer Abgrund.“

Auf Europäisch heißt der Abgrund „neutrale Zone“ und stellt eine passivste Zinelle ganz besonderer Art dar. Die neutrale Zone zwischen Litauen und Polen ist nicht, wie man denken könnte, der Spielplatz friedlicher Palmmedler und süßer Engländer, sondern im Gegenteil das Eldorado tatkräftiger Männer aus Fleisch und Blut, die herrlichste Gegend für jeden, der seinen lieben Nachbarn gern einmal einige Augenblicke die Rippen jagt, ohne dafür gleich von allen möglichen Behörden schikaniert zu werden. Ordnung und Gesetz stehen in den Sternen geschrieben, auf der Erde dieser Zone herrschen Willkür und Faustrecht. Die Welt hat jeder Tag ein anderes Gesicht. Ein Menschenleben gilt nicht. Du willst den intelligenten Litauer bejucken, der als Gymnasiallehrer irgendwo dort an der „Grenze“ wirkt. „Schon tot“, erzählt Du. „Gestern kamen die Polen herüber und haben ihn erschossen. Macht nichts. Morgen reiten unsere Jungs hinüber und erschießen zwei polnische Lehrer.“ Es gibt in diesem gelegenen Lande Dörfer, die sich vollkommen selbständig gemacht haben; sie sind mit Bewägen, Maschinengewehren, Waffen und Munition wohl versehen und schießen mit allen Tücken und Obachtigkeit ist durchaus lebendig in ihm. Er betrachtet die Obrigkeit als eine durch Beamten verkörperte Macht, deren Beamten man am besten Kraft, wenn man ihren höchsten Vertretern zu Leibe geht. Dies mühen der gestrenge und unbeliebte Bojemode von Wilna spüren, als ihn Mucha mit seiner Bande aus dem Zuge herausholte, auf freiem Felde und vor den bestützten Passagieren die Folgen herunterzog und verprügelte.

Noch ärgere Vertreter der Macht sind die polnischen Offiziere. Das ganze Land wühlte ihnen den Tod an den Hals.

Der noch immer in Petrol ist, treiben sich Surden und er, deren Taten von Kollegen ganz großen Formals wie Rindob und Stenka Masin in den ewigen Jagdgründen sicher besiegelt bekräftigt werden. Der berühmte und im Osten bekannteste Held dieser Zone, der Räuber aller Räuber, der letzte europäische Romantiker ist der Bandit Mucha.

Der Teufel weiß, mer Mucha ist. Doch sein Werdegang ist unklar vorstellbar. Ein Bauer aus dem Wilner Gouvernement. Diente das zweite Jahr bei der Infanterie in Kasan, als der Krieg begann. Man ging an die Front, erschlug deutsche Soldaten, später russische Offiziere und „Burschais“. Dann hatte man plötzlich das alles satt, wollte wieder Bauer sein, wanderte heim. Da war Wüste. Vater, Mutter, Beschwister tot. Das Dorf, das Haus, verschunden, das Feld mit Beton, Stacheldraht, Eisen verdrückt. „Na schön“, denkt Mucha, „das Schicksal hat's gewollt!“ und wird Räuber. „Wem gehört das Land? Polen, Litauen, Rußland, dem General Ananow? — Wir!“ entscheidet Mucha, tritt in ein polnisches Postamt, hält den Beamten den Revolver vors Gesicht, nimmt das Geld und geht.

So fängt es an, und dabei bleibt es. Das Banditenleben gefällt Mucha immer besser. Er kann all seine Gaben voll entfalten, seine bewunderliche Schlaubeit, seine körperliche Gewandtheit, seine in Krieg und Revolution erworbenen Talente. Allmählich verbreitet sich sein Ruf. Mucha wird volkstümlich. Jedes Kind kennt ihn. Die Bauern lieben ihn, denn Mucha tut ihnen nichts. Er beraubt niemals Dörfer, er geht nur den Gutsbesitzern und Beamten zu Leibe. Das meiste Land ist seine Zukunft, jedes Bauernhaus seine Burg. Wenn er wieder einmal ein Amt ausgeplündert hat, geht er aufs Dorf. Die Bauern kennen ihn schon und jubeln ihm zu.

„Na, Brüder, wie geht's?“ — „Schlecht. Väterchen, die Abgaben werden immer größer.“ — „Hm“, sagt Mucha, „die Abgaben werden immer größer. . . Na, macht Euch keine Sorgen, Brüder, hier — bezahlt Eure Steuern!“ Und Mucha zieht einen Pack Geldscheine aus der Satteltasche. Genau die Hälfte der Summe die er jeben im polnischen Steueramt geraubt hat.

Wie sollen ihn da die Bauern nicht lieben! Mandmal sind die polnischen Gendarmen auf seiner Fährte, sprengen ihn nach, kommen ins Dorf. „Nach welcher Richtung ist Mucha geritten?“ Die Bauern stellen sich sehr erregt, schimpfen auf Mucha: „Der Satan hat uns unser Lehtes genommen.“ Und weisen dann die Gendarmen in die entgegengesetzte Richtung, die Mucha eingeschlagen hat. Es ist schwer, ihn zu fangen. Umso schwerer, da mit der Zeit eine Reihe anderer Banditen ebenfalls den Namen „Mucha“ sich zugelegt hat. Mandmal erwischen die einen einen. Sie fesseln ihn, legen ihn auf einen Stuhl, schleppen ihn nach Wilna, die Zeitungen berichten mit großen Lettern „Mucha gefangen!“ Alles freut sich. Die Landplage ist beseitigt. Doch bei näherem Zusehen muß man immer wieder gesehen: Mucha, ja Mucha, doch der richtige ist es nicht.“ Die Bauern singen den Satz bereits.

Indes man sich in Wilna allmählich wieder beruhigt, bereitet Mucha schon neue Streiche vor. Jedermann seufzt unter der Last der rücksichtslos eingetriebenen Einkommensteuer. Mucha als ehrfurcht polnischer Bürger will vor seinen Volksgenossen nichts voraus haben. Jetzt liest er irgendwo, rechnet die auf ihn entfallende Steuersumme ohne Abzüge aus und sendet sie an das Finanzamt nach Wilna. Die neue Geschichte macht alsbald im ganzen Land die Runde.

Die Bauern erzählen mit breitem Lachen die tollsten Anekdoten von Mucha. Sie bewundern und lieben ihn. Er ist einer ihres gleichen, der wichtigste, gewandteste und tapferste Feind alles Regulären, ganz gleich, ob es sich Gendarmerie, Staat oder überbunden nennt. Mucha besitzt vor allem die typisch bäuerliche Eigenheit, bei allem Sch gegen die bestehende Gesellschaftsordnung doch in ihren einzelnen Vertretern den Menschen zu sehen und zu achten. Das naive Verhältnis zwischen Untertan und Obrigkeit ist durchaus lebendig in ihm. Er betrachtet die Obrigkeit als eine durch Beamten verkörperte Macht, deren Beamten man am besten Kraft, wenn man ihren höchsten Vertretern zu Leibe geht. Dies mühen der gestrenge und unbeliebte Bojemode von Wilna spüren, als ihn Mucha mit seiner Bande aus dem Zuge herausholte, auf freiem Felde und vor den bestützten Passagieren die Folgen herunterzog und verprügelte.

Noch ärgere Vertreter der Macht sind die polnischen Offiziere. Das ganze Land wühlte ihnen den Tod an den Hals.